

Zweifel

Autor(en): **Thommen, Elisabeth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **22 (1918)**

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572553>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zweifel

In fernen Jugendtagen — so erzählte
Mir kürzlich eine alte liebe Freundin —
Gesah es, daß ich manche bange Nacht
Auf meinem Lager aufrecht saß und lauschte...
Die Tür zur Stube stand ein wenig offen,
Ein schmaler Lichtstreif schrägte in die Kammer.
Ich wußte Mutter drüben bei der Arbeit:
Das Klirren einer abgelegten Schere,
Der leise Aufschlag einer Fadenspule,
Das Knarren eines Stuhles drang zu mir.

Doch ihrer späten Hände leis Geschäft,
Das war es nicht, was mich noch wachen ließ.
Was mir den Schlaf verscheuchte: Mutter weinte!
Sie weinte, schluchzte, und von Zeit zu Zeit
Entglitten trostlos ihr die müden Worte,
Die mich wie rohe Hiebe grausam trafen:
„Ach Gott, mein Gott!“ Und das in einem Ton,
Daß mir ob diesem namenlosen Leid,
Das ich ja nicht verstand, die Tränen kamen.

Und eines Abends, als der Schmerz der Mutter
Ins Grenzenlose stieg und ihre Klagen
Mein Herz mit unsagbarem Jammer füllten,
Stahl ich mit leisen Füßen mich zur Tür
Und lauschte durch den Spalt und sah die Mutter
Beleuchtet von der Lampe mattem Schein:
Wie ihre Tränen auf das Tischblatt tropften,
Wie jetzt sie nähte, jetzt die Arbeit hinwarf,
Die Hände rang in unermess'ner Qual,
Wie ihre rotverweinten Augen suchend
Und hilfgebettelnd an den Wänden irrten,
Wie jetzt ihr Mund hervorstieß, unablässig
Dies eine Wort: „Ach Gott, mein Gott, ach Gott!“
Bald lauter, bald ersterbend, also flehend,
Als ob das Wort Erlösung bergen müßte.

Und heiß und wild stieg es in mir empor:
„Er muß sie hören, weiß, was sie erduldet,
Er kennt sie ja, und doch — er hilft ihr nicht,
Er tut, als ob ihr Leiden ihn nicht scherte!“
Und plötzlich riß die Türe ich zurück,
Im bloßen Hemdlein stand ich in der Stube
Und schrie verzweiflungsvoll mit geller Stimme:

„Ruf doch nicht immer Gott! Du siehst es ja,
Er ist ein böser Gott, er hilft dir nicht!“

Erstaunt, erschrocken fuhr die Mutter auf,
Und schluchzend schlang ich meine kleinen Hände
Um ihren Hals: „Du arme, arme Mutter!“

* * *

Und manches Jahr ist seither hingegangen.
Des Lebens Widersinn erkannte ich:
Die Härten und die Unvollkommenheiten,
Die bittern Nöte und die bangen Sorgen,
Das Suchen und das Streben um ein Nichts,
Die dumpfe Ohnmacht, Mißgunst, Neid und Haß,
Die fürchterlichen Angebundenheiten,
Die alles menschliche Gebaren zeichnen —
Und dieses Seltsame: es scheint sich wirklich
In ewig gleichem Kreislauf alles Irdische,
Mit kleinsten Unterschieden zwar behaftet,
Zu wiederholen. Sieh, dort, wo vor Zeiten
Die Mutter bei der Lampe saß und weinte,
Ist mein Platz nun, und wenn die Qual mich packt,
Das Leid der Vielen, die ich dulden sehe,
In meines fließt und unermesslich wird,
So ringe ich die Hände, bete, flehe
Dieselben Worte, wie dereinst die Mutter,
Genau dieselben: „Gott, mein Gott, ach Gott!“

Dieselben Laute sind es wohl und doch:
In ihnen ist der feinste Unterschied,
Von dem ich sprach; denn meine Mutter glaubte
An Gott, zu dem sie rief — ich glaube nicht.
Ich ruf ihn nur, weil ich an irgendjemand,
An irgend-irgendetwas in der Not
Mich klammern muß, das Schuld und Ursach' kennt.
So schreie ich dies dunkle Wörtlein „Gott“,
So, wie ein Kind im Schmerz der Mutter ruft
Und dieses arme Wort ihm Trost verleiht,
Sei die Serufene auch fern und tot.

Dies aber ist das Schlimmste — schloß die Freundin —
Daß ich zu einer Nacht gezogen werde,
Der ich nicht glaube. Und der stete Zweifel,
Der bohrt und nagt an mir: ob mir der Gott
Nicht helfen will, weil ich ihm nicht vertraue,
Ob ich ihm nicht vertrauen mag, weil er
Mich nicht erlösen kann und mir nicht hilft...

Ein müdes Lächeln huschte der Vertrauten
Um ihre leidgeprägten Augen Züge,
Als sie nun sinnend innehielt und schwieg.

Elisabeth Thommen, Zürich.

Harro Wildener.

Nachdruck verboten.

Eine Geschichte ohne Pointe von Willy Bretscher, Zürich.

Die kleine Geschichte, die ich hier erzählen will, hat keine Pointe. Das ist leicht zu verstehen: es ist die Geschichte eines Aesthetikers, und Aesthetiker sind den Pointen abgeneigt. Es gibt für sie in der dramatischen Handlung des Lebens nichts Unangenehmeres als Peripetien und Abstürze — Dinge, durch die sie gezwungen werden können, sich lästigen Spannungen zu unterwerfen oder die gemeinen Wirklichkeiten des täglichen Lebens mit ihren müden, feinen Händen zu befassen.

So weist der Lebensgang, den ich kurz und einfach schildere, wirklich keine Pointe. Denn auch der zwanghafte Schluß, da der Aesthetiker Harro Wildener, als er des ziellosen Wanderns auf der staubigen Straße des Daseins entleidet war, den Pfad ins unbekannte Nichts einschlug, entbehrt durchaus jener Gewalttätigkeit, deren Gefühl uns das Bild des sogenannten Selbstmordes durch die Instinkte der gesunden Natur aufnötigt. Es war bloß ein etwas über das Gewohnte hinaus vermehrter Willensaufwand, der in diesem Abschluß das Wesentliche erfüllte; keine großen psychischen Hemmungen gab es zu überwinden. Auch war die Form so durchaus den ästhetischen Regeln entsprechend, daß nichts Anstößiges oder Erschütterndes in dem lautlosen Abschied eines sonderlichen Menschen liegen konnte.

Doch ich darf nicht mit dem Ende anfangen. Denn was vorher zu erzählen ist, gehört mit zu den blassen Konturen eines Lebens, das schon durch die Voraussetzungen dessen Entstehens für sein abseitiges Schicksal prädestiniert war. Harro Wildener wurde als Sohn einer Familie geboren, deren entwickelte und schon ins Anormale hinausgedrängte Geistigkeit zum vorneherein jede Vererbung einer naturell-naiven Lebenskraft ausschloß. Es darf als sicher angenommen werden, daß, als der Professor für Kunstgeschichte Ernst Wildener der Musikerin Hilde Arethin die Hand reichte, diese Verbindung jedes sinn-

lichen Impulses der beiden vielwissenden Personen entbehrte und somit lediglich die Zwecke kultureller Gemeinsamkeit das Motiv zu der banalen Formhandlung der Eheschließung gaben. Ob es dann auf eine Beobachtung traditioneller Gepflogenheiten zurückzuführen ist, wenn in der Kulturgemeinschaft dieser beiden Menschen dem biologischen Gesetz der Fortpflanzung ein beschränktes Wirken zugestanden wurde, ob es das schwache Aufblühen einer durch Jahrhunderte geistiger Präponderation verkümmelter Sinnlichkeit war, das die Existenz des Knaben Harro begründete, ist nicht zu sagen. Genug, der merkwürdige Fall geschah.

Der Knabe Harro wurde in der verfeinerten Geistesatmosphäre des elterlichen Hauses erzogen und genoß eine sorgfältige Ausbildung. Seine seelischen Äußerungen bewiesen schon in den ersten Lebensjahren die deutliche Tendenz zum Aesthetismus, die durch verschiedene, scheinbar bedeutungslose und kaprizienhafte, aber bereits tief in der innern Konstruktion des jungen Menschen verankerte Seltsamkeiten veranschaulicht wurde. So mußte einst ein neues Kinder mädchen entlassen werden, weil es den unbezwingbaren Widerwillen des Knaben gegen seinen roten Haarwuchs weckte; ähnlich zeigten tausend andere kleine Ereignisse die Abgeneigtheit des werdenden Individuums gegen alles Häßliche und Unkünstlerische, wenn auch oft Natürliche und Zweckentsprechende.

Die Zeit vor und während der Pubertät bedeutete dann für den Knaben Harro Wildener jene Epoche seines Weltganges, da sich zum ersten Mal sein Aesthetentum in dem Widerstreben gegen die dunkeln Kräfte der Natur, die er — nicht gewaltig stark, aber doch hinderlich — in sich wirken fühlte, scharf profilierte und in bewußte Gegensätzlichkeit zu dem zweckhaften Schaffen der Natur trat. Ein dumpfer Ekel wachte in ihm auf über die geheimen